

„Pro-Vocatio“

Nicht alltägliche Gedanken zur alltäglichen Sorge um Berufungen

Vorträge und Predigten gehalten bei den Adventseinkehrtagen
der Akademischen Arbeitsgemeinschaft AAG
am 30. November / 1. Dezember 2002
in Einsiedeln

Abt Martin Werlen OSB

Wir haben Mühe, uns provozieren zu lassen. Allzu schnell verstehen wir Provokationen als negative Kritik. Aber Pro-Vocatio ist ein zutiefst positiver Begriff: ein Beitrag zur Berufung. So verstehe ich auch meine Ausführungen: ein kleiner Beitrag zum Leben unserer Berufung in der Zeit, in der zu leben uns Gott zugetraut hat.

1. Vortrag (am Samstag, 30.11.02, um 14.30 Uhr, im Theatersaal):

Die Sorge um Berufungen – eine phänomenologische Betrachtung

Einleitung

In den Psalmen finden wir viele Bilder, die die Situation eines Menschen treffend zum Ausdruck bringen. Obwohl die Psalmen vor langer Zeit entstanden sind, sprechen uns die Bilder auch heute noch existentiell an. Von einem solchen Bild möchte ich ausgehen. Es ist ein Bild, das die Situation der Kirche in unserem Land, aber auch die Situation von vielen von uns zum Ausdruck bringen kann: „Schon reicht mir das Wasser bis an die Kehle“ (Ps 69,2). Was ist es, das uns das Wasser bis an die Kehle reichen lässt? Sicher gehört dazu die Sorge um Berufungen.

Die Sorge um Berufungen macht sich alltäglich bemerkbar:

- priesterlose Pfarreien
- Aufhebung von Klöstern
- Schliessung von Internaten und Schulen von kirchlichen Institutionen
- tausend wichtige Dinge, die noch zu tun wären, aber es fehlen die Leute
- wenig junge Menschen, die bereit sind, sich in den kirchlichen Dienst zu stellen
- gegenüber 1998 sind im vergangenen Jahr in Deutschlands Bistümern rund ein Fünftel weniger Priester geweiht worden; im größten Bistum, der Erzdiözese Köln, gab es nur zehn Priesterweihen, 1998 waren es noch neunzehn; in ganz Deutschland gab es im vergangenen Jahr 138 Neupriester (im Vorjahr 171); nach Angaben des bischöflichen Zentrums für Berufungspastoral sinkt auch die Zahl der neuen Priesteramtskandidaten
- Gebet vieler Menschen um Berufungen bleibt scheinbar unerhört
- Schwierigkeit junger Menschen, Entscheidungen zu treffen, - spitzt sich bei sogenannten Lebensentscheidungen zu.

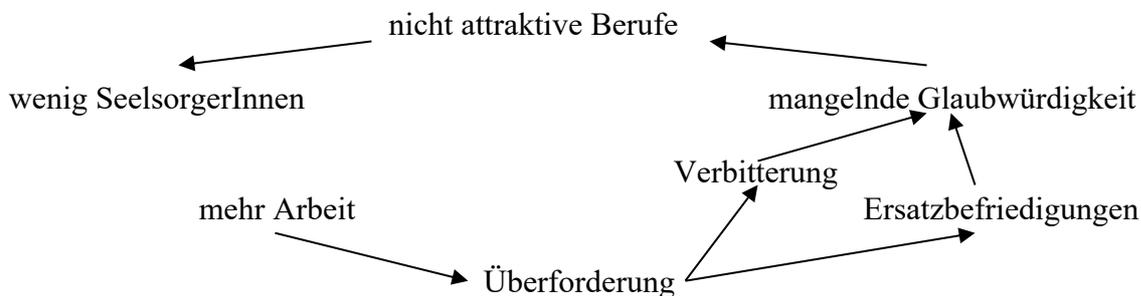
Dazu kommt die zur Zeit auch sonst nicht so glorreiche Situation der Kirche:

- Aufdeckung zahlreicher Missbrauchsfälle in der Seelsorge - Medien berichten täglich darüber

- Priester, die in der Seelsorge versagen und zurückgezogen werden müssen
- junge Priester, die aussteigen
- anstehende Probleme, die nicht angegangen werden (können)
- Gefühl, auf einem untergehenden Schiff zu sein (TIME: „Can the Church Be Saved?“)
- wer möchte schon auf einem untergehenden Schiff eine Leader-Position einnehmen?
- auch unter SeelsorgerInnen verbreitete Freudlosigkeit
- in vielen Pfarreien ist kaum Begeisterung zu spüren
- es geht mehr ums Überleben als um Leben
- Gruppierungen, die die Vergangenheit glorifizieren
- Gruppierungen, die von einer illusorischen Zukunft träumen
- aber kaum Menschen, die in der Gegenwart leben.

Teufelskreis

Wir befinden uns - vereinfacht gesagt - in einem Teufelskreis:



Es ist wichtig, dass wir uns dieser Dynamik stellen. „Schon reicht mir das Wasser bis an die Kehle“ (Ps 69,2). Oft trauen wir uns nicht, das anzusprechen, weil damit Enttäuschungen auftreten können. Das Wort „Enttäuschungen“ ist eigentlich ein sehr positiver Begriff. Er besagt, dass wir bisher einer Täuschung erlegen und jetzt der Wirklichkeit ein wenig näher gekommen sind. Zugegeben: Enttäuschungen können schmerzen, aber wir sollten nicht nur das sehen und deswegen das Leben in Illusionen vorziehen. Lassen wir uns also einmal enttäuschen, um der Wirklichkeit ein wenig näher zu kommen. Stellen wir uns zum Beispiel einmal der Altersstatistik unserer Priester und Ordensmitglieder.

Zum Hören, was Gott heute von uns will, gehört ganz wesentlich auch das Hören auf die Situation, in der wir stecken. Jedes Nicht-Ernstnehmen der Situation erspart zwar im Moment Enttäuschungen und Verletzungen, führt aber langfristig (oder sogar kurzfristig) in immer grössere Schwierigkeiten. Wir kommen nicht darum herum, uns neu auf unsere Aufgabe in unserer Zeit zu besinnen. Eine Gemeinschaft, der das Wasser bis an die Kehle reicht, ist für junge Menschen selbstverständlich nicht sehr attraktiv. Damit die Kirche Zeugnis vom Evangelium des Lebens ablegen kann, muss sie wieder atmen können - in erster Linie diejenigen, die eine besondere Verantwortung in dieser Gemeinschaft tragen.

Wenn uns als Gemeinschaft das Wasser bis an die Kehle reicht, leidet vieles darunter. Ich möchte nur ein paar Beispiele nennen:

- Die Kultur der Zärtlichkeit verschwindet. Jemandem, dem das Wasser bis an die Kehle reicht, wird es kaum einfallen, dem andern ein Kompliment zu machen. Dies wiederum fördert die Unzufriedenheit.

- Es fehlt Platz für Kreativität. Dafür nehmen Organisieren und Funktionieren immer mehr Raum ein. Und folglich wird alles, was noch irgendwie unvorhergesehen dazu kommt, als zusätzliche Belastung empfunden. Auch das Stundengebet kann in einer solchen Atmosphäre als weitere Belastung erscheinen.
- Der Sinn für Kontemplation und Mystik geht verloren. Nicht zuletzt deshalb suchen viele Menschen in esoterischen Kreisen oder in östlichen Religionen ihr Heil. Schon vor Jahrzehnten prägte Karl Rahner das Wort, dass die Christen der Zukunft Mystiker sind oder nicht sein werden.
- Die Mitglieder der Gemeinschaft suchen das Leben ausserhalb der Gemeinschaft.
- Es gibt eine grosse Angst vor Veränderungen. Denn wenn jemandem das Wasser bis an die Kehle reicht, kann jede Bewegung zur grössten Gefahr werden.
- Wem das Wasser bis an die Kehle reicht, der ist angespannt. Es braucht nur den geringsten Auslöser und er explodiert.
- In einem solchen Klima wird die correctio fraterna allzu schnell lieblos.
- Und selbstverständlich ist diese Situation der beste Nährboden für Benedikts ‚Liebling-laster‘: das Murren.

Was der hl. Benedikt über die Mönchsgemeinschaft sagt, gilt in analoger Weise auch für die Kirche als Ganze. Benedikt will gewiss keine Gemeinschaft, in der man einfach überleben kann, er will eine Gemeinschaft, in der man Leben erfährt: „Wer ist der Mensch, der das Leben liebt?“ (RB, Prolog 15; s.a. Einsiedler Adventseinkehrtage 2001 mit P. Bruno Rieder OSB über dieses Thema; Impulse für ein erfülltes Leben aus der Regel des hl. Benedikt). Es ist ein Anliegen des hl. Benedikt, dass alles „in der Freude des Heiligen Geistes“ (RB 49,6) geschieht. Den Abt ermahnt er: „Er denke an die Unterscheidungsgabe des heiligen Jakob, der sprach: Wenn ich meine Herden unterwegs überanstrengte, gehen alle an einem einzigen Tag zugrunde. Dieses und andere Zeugnisse für die Unterscheidungsgabe - die Mutter der Tugenden! - nehme er sich vor; so ordne er alles mit Mass, damit die Starken finden, was sie suchen, und die Schwachen nicht weglauen“ (RB 64,18f.). Alle sollen ihren Dienst ohne zu murren leisten können (vgl. RB 53,18).

Lösungsansätze

Es gibt uns allen vertraute Lösungsansätze, die aber nicht aus dem Teufelkreis herausführen:

- die Situation ändert sich schon wieder (jedes Jahr auf Neueintritte warten ...)
- die Kirche hat schon schwierigere Zeiten durchgemacht und hat überlebt
- in der Seelsorge noch mehr machen
- Sündenböcke suchen: z.B. die bösen Medien
- einfach beten.

Diese Lösungsansätze gleichen eher einem Schlaf- oder Beruhigungsmittel, als dass sie eine Stellungnahme für Berufungen sind, eine Pro-Vocatio. Wenn wir die Situation der Berufungen und der Kirche in unserem Land im Gesamten sehen, ist das nicht selten eine Situation des „oje“. Wir tendieren dazu, auf solche ‚oje-Situationen‘ auf zwei Weisen zu reagieren:

- Lähmung, Ohnmacht: „Ich kann ja sowieso nichts machen!“
- Aktivismus: „Ich muss die Welt retten!“.

Beide Extreme sind Verkrampfungen, sie verunmöglichen wirkliches Hören. Was will Gott uns sagen, auch durch diese Situation? Um das zu hören, müssen wir uns aber der Situation einfach einmal stellen.

Der Mangel an Priestern und Ordensleuten ist gross. Er kann bei Beibehaltung des jetzigen Seelsorgesystems nicht aufgefangen werden. Wir haben in der Schweiz eine Geburtsrate von 1,24 (Basel-Stadt) bis 1,86 (Appenzell Innerrhoden). Das Verhältnis zwischen aktiver Bevölkerung und Rentnerbevölkerung wird sich von 4:1 auf 2,3:1 verschlechtern.¹ Ein Auffangen der Situation bei gleichbleibender Organisation der Seelsorge wäre nur möglich, wenn im Vergleich zur ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts ein Vielfaches von jungen Menschen einen kirchlichen Beruf ergreifen würde.

- SeelsorgerInnen haben auch massiv versagt und damit dem Berufsbild geschadet. Die Frage der Ausbildung und Formation ist immer noch eine offene Frage.
- Berufsbilder in der Kirche sind - nicht zuletzt aufgrund des schon lange anstehenden Mangels - sehr wässrig geworden. Jeder Berufsberater und jede Berufsberaterin weiss, wie sehr die Attraktivität eines Berufes leidet, wenn das Berufsbild nicht klar definiert ist.
- Die Kirche ist für viele Menschen nicht mehr glaubwürdig. Sie wird als Relikt vergangener Zeiten betrachtet oder zur Verschönerung einzelner Anlässe im Verlauf des Lebens in Anspruch genommen. Es gibt tatsächlich einen erschreckenden Gläubigenmangel in der Kirche selbst (Kurt Koch).

Aber es gibt auch anderes in unserer Zeit:

- Es gibt eine grosse religiöse Sehnsucht - offensichtlich reagieren wir als Kirche darauf nicht adäquat.
- Es gibt ein grosses Bedürfnis nach authentischen Persönlichkeiten.
- Treue ist auch heutigen jungen Menschen wichtig.
- Junge Menschen riskieren gerne etwas.
- Kirche ist interessant - man diskutiert auf den Marktplätzen unserer Gesellschaft über die Amtsträger der Kirche. In jedem Fall ist die - katholische - Kirche der Rede wert.

Was will Gott uns damit sagen? Benedikt ist es ein zentrales Anliegen, dass wir die eigene Seele so gestalten, dass wir die Welt mit den Augen Gottes wahrnehmen können. Unser Gebet um Berufungen muss also auch von der Offenheit für neue Wege geprägt sein, die Gott uns zeigen möchte. Bischof Klaus Hemmerle prägte den treffenden Satz: „Aus jedem Oje soll ein Aha werden!“ Probleme sind keine Feinde, die man möglichst umgehen muss, sondern Freunde, die zu mehr Leben herausfordern. Das Buch der Situation lesen - was will Gott uns damit sagen?

¹ vgl. dazu Sara Carnazzi Weber, Kantone unter der Lupe. In: bulletin 1. Das Magazin der Credit Suisse Financial Services. Februar/März 2002. S. 44-47.

2. Vortrag (am Samstag, 30.11.02, um 17.15 Uhr, im Theatersaal): **Meine Sorge um Berufungen – eine nicht alltägliche Betrachtung**

Die Situation sieht nicht rosig aus. Aber das ist der „Stall“, in dem Gott heute zur Welt kommen will. Und zudem: ist das nicht eine Situation, die in vielem dem gleicht, was die Kirche am Anfang erlebt hat? Auf jeden Fall leben wir in einer spannenden Zeit. Und Gott traut uns viel zu.

Die folgenden **Anstöße zu Lösungsansätzen** tönen im ersten Moment vielleicht ein wenig utopisch. Sie sind provokant. Ich würde mich freuen, wenn sie eine Hilfe wären, um aus den immer gleichen Gedankenmustern auszubrechen, die uns nicht weiter bringen.

1. Kommunikation

Kommunizieren gehört zum Wesentlichen unseres Glaubens: mit Gott, mit dem Nächsten. Das Selbstbild und das Fremdbild der Kirche klaffen bedrohlich auseinander. Wir müssen in die Offensive gehen, niemand kann es sich ohne grossen Imageverlust leisten, ständig aus der Defensive in der Öffentlichkeit aufzutreten. Wir sind nicht out, wir sind am Draht. Uns ist das anvertraut, wonach sich alle Menschen sehnen. Wie aufstellend sind Äusserungen kirchlicher Amtsträger, die sich des Schatzes bewusst sind, der uns anvertraut ist, diesen aber in grosser persönlicher Demut der Öffentlichkeit zeigen.²

2. Seelsorger entlasten

Die Seelsorger müssen unbedingt entlastet werden. Mehr als das zölibatäre Leben ist die Überlastung Grund für Grenzüberschreitungen. Bei der Entlastung muss die Seelsorge an den Seelsorgern beginnen - zur Zeit haben wir noch eine andere Entwicklung, die nicht wenige junge Seelsorger verbittern lässt. Wohin die ständige Überlastung führen kann, schildert der hl. Bernhard von Clairvaux im Brief an seinen ehemaligen Schüler Papst Eugen III. mit deutlichen Worten: *„Weit klüger wäre es, Dich alldem wenigstens für eine Zeit zu entziehen, als Dich davon ziehen zu lassen und allgemach dorthin, wo Du nicht hin willst, gezogen zu werden. Wohin?, fragst Du. Nun, zum harten Herzen. Frag nicht weiter, was dieses sein mag, erschrickst Du nicht davor, so hast Du's bereits. Eben dies ist das harte Herz, das sich vor sich selbst nicht entsetzt, weil es sich nicht mehr spürt. ... Eines, das keine Zerknirschung entzweireisst, keine Wendung zu Gott erweicht, kein Beten bewegt, das keiner Drohung nachgibt, durch Strafen sich weiter verstockt. Wohltaten lassen es ungerührt, Ratschläge stimmen es nicht um, es richtet unerbittlich, vor Schimpflichem schreckt es nicht zurück, geht frisch auf Gefährliches zu, ist angesichts von Menschlichem unmenschlich, fordert Göttliches frech heraus, vergisst das Vergangene, vernachlässigt das Jetzige, blickt nicht auf das Kommende vor. Ein solches Herz behält vom Vergangenen nichts übrig als die angetanen Schmähungen, von der Gegenwart überhaupt nichts, von der Zukunft höchstens den Vorblick und die Zubereitung der Rache. Um kurz alles Arge dieses grässlichen Übels zusammenzufassen: das harte Herz kennt weder die Furcht Gottes noch die Ehrfurcht vor dem Menschen. Schau: in dieser Richtung könnten Deine verfluchten Beschäftigungen Dich drängen, falls Du so weiterfährst, wie Du begannst: Dich ihnen rückhaltlos auszuliefern und nichts für Dich übrig zu behalten. Du verlierst Deine Zeit.“*³ Die Ausführungen von Bernhard von Clairvaux lassen an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig.

² vgl. zum Beispiel Kardinal Joseph Bernardin, Das Geschenk des Friedens. Reflexionen aus der Zeit des Loslassens. München 1998.

³ Bernhard von Clairvaux, Was ein Papst erwägen muss. Einsiedeln 1985. S. 17f.

3. Den Sabbat wieder entdecken

Es ist unsere Berufung, aus unserer Personenmitte heraus zu leben, aus dem Ort heraus zu leben, in dem der Geist ruft: Abba, Vater. Mit dem Gebot der Sabbatruhe wollte Gott diesen Auftrag und diese Berufung ermöglichen. Treffend formuliert Abraham Joshua Heschel: „Der Sabbat ist das kostbarste Geschenk, das die Menschheit aus Gottes Schatzhaus empfangen hat.“⁴ Die Sabbaterfahrung ist in der Kirche aus verschiedenen Gründen weitgehend abhanden gekommen. Meiner Meinung nach ist dies eines der grössten Probleme der Kirche und speziell der SeelsorgerInnen heute. Wenn die Sabbaterfahrung fehlt, schleicht sich früher oder später ein Leerlauf ein. Leistungsdenken, Machbarkeitswahn, Burning-Out-Syndrom machen sich breit. Es lohnt sich, bei jüdischen Gläubigen in die Schule zu gehen, um den Sabbat wieder zu entdecken. Es ist eine Perversion des Sabbatgedankens, wenn wir einen freien Tag machen, um dann wieder fit zu sein für die Arbeitswoche. „Der Sabbat ist ein Tag für das Leben. Der Mensch ist kein Lasttier, und der Sabbat dient nicht dem Ziel, seine Arbeit erfolgreicher zu machen. ... Der Sabbat ist nicht um der Wochentage willen da; die Wochentage sind um des Sabbats willen da.“⁵ Gerade bei Seelsorgern ist die Gefahr gross, die Sabbatzeit zu verzwecken. Wir lesen, um einen Vortrag oder eine Predigt vorzubereiten. Aber das ist nicht Sabbatruhe. „Das höhere Ziel geistigen Lebens ist nicht, eine Fülle von Wissen als Besitz zu erwerben, sondern heilige Augenblicke zu erleben. Bei einer religiösen Erfahrung z.B. drängt sich dem Menschen nicht ein Ding auf, sondern eine geistige Präsenz.“⁶ Der Sabbat ist die Zeit, wo wir bewusst bei Gott zu Hause sind - er ist Vorwegnahme unserer ewigen Bestimmung. Sabbat ist nicht so sehr ein Kalenderdatum, sondern viel mehr eine Atmosphäre. Darum brauchen wir Menschen nicht nur die wöchentliche, sondern auch die tägliche Sabbaterfahrung. Wir brauchen feste Zeiten der Einkehr und Besinnung auf das Wesentliche, sonst landen wir früher oder später im Chaos. „Geistiges Leben gerät in Verfall, wenn wir kein Gefühl mehr für die Grösse dessen haben, was ewig ist in der Zeit.“⁷ Sabbaterfahrungen sind wie „Inseln der Stille, wo der Mensch in einen Hafen einlaufen und seine Würde wiederfinden kann.“⁸ Diese Inseln sind so wichtig, dass wir alles andere auf der Seite lassen sollen. „Ruhe am Sabbat, als ob all deine Arbeit getan wäre. ... Ruhe selbst von dem Gedanken an die Arbeit.“⁹ Das alles zeigt, dass die Observanz des Sabbats mehr als eine Technik zur Erfüllung eines Gebotes ist. „Der Sabbat ist die Gegenwart Gottes in der Welt, er liegt offen vor der Seele des Menschen. Die Seele kann mit Liebe darauf antworten, sie kann in die Gemeinschaft mit dem heiligen Tag eintreten.“¹⁰ Da wird plötzlich selbstverständlich, dass wir uns auf eine solche geschenkte Zeit freuen. „Der Sabbat ist noch nicht da, aber der Gedanke an sein baldiges Kommen erregt im Herzen leidenschaftlichen Eifer, bereit und würdig zu sein, ihn zu empfangen.“¹¹

⁴ Abraham Joshua Heschel, Der Sabbat. Seine Bedeutung für den heutigen Menschen. Neukirchen 1990. S. 16.

⁵ ebd. S. 12.

⁶ ebd. S. 4.

⁷ ebd. S. 5.

⁸ ebd. S. 26.

⁹ ebd. S. 29

¹⁰ ebd. S. 50

¹¹ ebd. S. 53.

Die Sabbatzeit hilft, der eigenen Sehnsucht nachzuspüren, die allzu oft unter dem Schutt des Alltagsstresses begraben ist. Auch - und vor allem - wir als SeelsorgerInnen müssen dem Sabbat wieder einen Platz geben. Wie könnten wir sonst diesen Schatz glaubwürdig anderen Menschen weiterschicken? Dem Sabbat seinen Platz geben heisst, das Gramm Gold auch in mir zu suchen, das Reich Gottes entdecken, das wie ein Senfkorn ist. Und darum geht es ja: „Euch aber muss es zuerst um sein Reich und um seine Gerechtigkeit gehen; dann wird euch alles andere dazugegeben.“¹² Der Sabbat ist eine Goldgrube, „wo man das kostbare Metall des Geistes finden kann, mit dem man den Palast in der Zeit baut, ein Bereich, in dem der Mensch bei Gott zu Hause ist, ein Bereich, in dem der Mensch bestrebt ist, der Gottesebenbildlichkeit nahe zu kommen.“¹³ Nicht umsonst kommt das Wort qadosh (heilig) in der Bibel zum ersten Mal im Zusammenhang mit dem Sabbat vor: „Und Gott segnete den siebten Tag und erklärte ihn für heilig.“¹⁴

Am Sabbat lernen wir beten. Das Gebet darf nicht zu einem zusätzlichen Stressfaktor verkommen, es muss den Menschen Sabbat erfahren lassen. Wenn ein Mann zu seiner Frau sagt: „Jetzt sollte ich auch noch mit dir sprechen? - Gut, dann tue ich es halt!“, dann ist es höchste Zeit zu einer Vertiefung der Beziehung. Das gilt auch für die Beziehung mit Gott. Zum Gebet möchte ich nicht viele konkrete Weisungen geben, die wir sofort wieder als Mauern einsetzen können. Pflichtgebete sind so etwas wie Pflichtzärtlichkeiten. Gebet ist Dialog mit Gott und nicht Absolvierung einer Vorschrift.

4. Weniger Eucharistiefiern sind mehr

Ist es eine Illusion, von nur einer Eucharistiefier pro Tag, Pfarrei und Priester zu träu-men? In der Diözese Hildesheim ist dieses Projekt vor Jahren lanciert worden. Im Bistum Hildesheim wird es nach Ankündigung von Bischof Josef Homeyer ab der Fastenzeit 2003 sonntags nur noch eine einzige Eucharistiefier in jeder Gemeinde geben. Homeyer begründet seine Entscheidung mit theologischen Erwägungen: die Eucharistie als Feier von Leiden, Sterben und Auferstehung Jesu Christi sei das Zentrum der einen Gemeinde. Diese Einheit dürfe nicht durch eine "Angebotskultur" aufgespalten werden. - Die einzige Ausnahme ist aus Platzgründen. Mit diesem Schritt würden verschiedene positive Aspekte ermöglicht:

- fördert Pfarreibewusstsein (ekklesiologischer Aspekt)
- gibt der Eucharistiefier mehr Gewicht (sakramenten-theologischer Aspekt)
- schont den Priester, der nicht nur die Messe liest, sondern Eucharistie feiert (anthropologischer Aspekt)
- fördert die Mündigkeit der ChristInnen: was mir viel wert ist, darf mich auch etwas kosten.

5. Bewegung von der Pfarrei zu Seelsorgezentren

Ohne die grosse Arbeit und den enormen Einsatz vieler SeelsorgerInnen zu schmälern, müssen wir wohl eingestehen, dass vieles pastoraler Leerlauf ist. Es gibt Pfarreien, die einfach künstlich am Leben erhalten werden. Andererseits gibt es Pfarreien und Klöster,

¹² Mt 6,33.

¹³ Heschel, a.a.O. S.14.

¹⁴ Gen 2,3

die zu Seelsorgezentren geworden sind. Die Mobilität der Bevölkerung begünstigt eine solche Entwicklung. Karl Rahner, Paul Zulehner und Klaus Berger haben schon seit Jahren und Jahrzehnten auf diese Zukunft der Seelsorge verwiesen.

6. Überzeugende Berufsbilder

Die einzelnen Berufsbilder müssen so schnell wie möglich klar definiert werden.

7. Offensive Berufungspastoral

Die Gesellschaft legt heute kaum einem jungen Menschen den Gedanken nahe, dass ein geistlicher Beruf überhaupt existiert und in Erwägung gezogen werden könnte. Jede junge Katholikin und jeder junge Katholik sollte bei der Frage nach seiner Zukunftsplanung und Berufswahl auch mit dieser Möglichkeit konfrontiert werden. Die Verantwortung für Berufungspastoral ist allen Getauften anvertraut. Darum wäre es naheliegend, wenn junge Menschen mindestens bei der Firmung ganz direkt auf geistliche Berufe angesprochen würden.

8. In vielen Kontakten mit Menschen, die sich von der Kirche verabschiedet haben, ist mir eine grosse religiöse Sehnsucht und eine beeindruckende Gottsuche begegnet. Für Jesus ist es selbstverständlich, dass ein Hirte, der ein Schaf verliert, die ganze übrige Herde stehen lässt und dieses eine Schaf sucht. Dieser Gedankenansatz ist der Kirche weitgehend verloren gegangen. Wir sind vor allem für diejenigen da, die sowieso in die Kirche kommen. Könnten nicht auch bei vielen, die wir nicht mehr ansprechen, geistliche Berufungen da sein? Gedanken von Karl Lehmann bestätigen mich in dieser Vermutung: „Wir dürfen immer voraussetzen, dass Menschen, die Christen geworden sind, durch den Herrn selbst ansprechbar sind und bleiben. Es kann sein, dass dieser Ruf verdeckt und verschüttet ist. Es gibt aber Situationen, wo die elementare Kraft des Rufes Gottes durch alle Verkrustungen hindurchbricht und sich bemerkbar macht. Man denke nur an die blitzartigen Bekehrungen von Menschen, die früher einmal getauft wurden, aber ihren lebendigen Kontakt mit Glauben und Kirche verloren haben. Eine solche Umkehr sollte man auch in der Berufungspastoral viel stärker als reale Möglichkeit ins Auge fassen. Kein Mensch kann zwar die Wunder Gottes wirken, aber wir können viel sensibler werden für Gottes Wege, die er mit solchen Menschen gehen will.“¹⁵

Schlussüberlegungen

Meine Überlegungen mögen utopisch klingen. Gefragt sind nicht neue Inhalte, sondern neue Formen. Wir alle wissen, dass Veränderungen immer viel kosten. Aber sie kosten weniger, als einen überholten Status quo aufrecht zu erhalten. Am meisten Kraft kosten uns die Aufgaben, die noch anstehen, und nicht diejenigen, die wir angehen.

Ich habe meine Ausführungen mit einem Psalmwort begonnen - ich möchte sie auch mit einem Psalmwort schliessen: „Mit meinem Gott überspringe ich Mauern“ (Ps 18,30). Das können wir nur erfahren, wenn wir die Mauern überhaupt wahrnehmen.

¹⁵ Karl Lehmann, Grundzüge einer Theologie und Pastoral der Berufungen. In: Neue Berufungen für ein neues Europa. Kongress über die Berufungen zum Priestertum und zum gottgeweihten Leben in Europa: 5. bis 10 Mai 1997 in Rom. Freiburg i.Br. 1997. S. 37.

Marienbetrachtung zum Thema Berufung (um 20.30 Uhr im Oratorium)

Liebe Schwestern und Brüder,

viele von Ihnen sind mit dieser Gebetsschnur vertraut. Wir nennen sie "Rosenkranz". Mit Jugendgruppen gehe ich gerne ins Kloster Au, um einen Rosenkranz zu basteln. Der Rosenkranz selbst wäre schnell gemacht, aber bis man die Perlen und ein dazu passendes, schönes Kreuz ausgewählt hat, vergeht recht viel Zeit. Dafür hat man aber am Schluss einen Rosenkranz in der Hand, der wirklich schön ist. Vielleicht haben auch Sie einen Rosenkranz bei sich. Wahrscheinlich ist er nicht selbst gemacht, sondern gekauft. Schauen Sie ihn einmal an! Passt da nicht alles schön zusammen? Aufeinander abgestimmte Perlen und ein Kreuz, das bestens dazu passt.

Ist dieser Rosenkranz nicht ein treffendes Bild für unser Leben? Er ist ein Bild für das Leben, wie wir es uns vorstellen. Schöne Perlen, die leicht durch die Finger gleiten, keine grossen Widerstände, und ein ansprechendes Kreuz, das gut dazu passt. Aber in Wirklichkeit sieht das Leben doch anders aus. Selbstverständlich wissen wir alle, dass das Kreuz eine Realität in unserem Leben ist, dass es überall Schwierigkeiten und Widerstände gibt. Aber: das Kreuz sieht in der Wirklichkeit immer anders aus, als wir es uns vorgestellt haben. Wenn ich junge Leute, die ins Kloster eintreten wollen, auf Schwierigkeiten im Leben in einer Gemeinschaft aufmerksam mache, wissen sie selbstverständlich, dass es überall Schwierigkeiten gibt, und sie sind bereit, diese auch anzugehen. Aber nachher haben die Schwierigkeiten ein so unerwartet anderes Gesicht. Oder wenn man zu jungen Menschen vor der Ehe über die Probleme in der Ehe spricht, sind sie gar nicht überrascht. Was nachher so grosse Mühe macht, sind nicht die Probleme, sondern dass diese so ganz anders aussehen.

Diese Schwierigkeit mit dem passenden Kreuz, das wir uns aussuchen und der Wirklichkeit, die so ganz anders ist, haben auch grosse Heilige erfahren. So sagte zum Beispiel der hl. Petrus zu Jesus: "Mein Leben will ich für dich hingeben" - und kurz darauf schwor er vor einfachen Leuten: "Ich kenne diesen Menschen nicht." Oder Therese von Lisieux: Sie träumte vom Martyrium - und dann musste sie über sich selbst lachen: für Christus wollte sie sterben und dabei konnte sie nicht einmal die Seifenwasserspritzer einer etwas ungeschickten Mitschwester mit Geduld ertragen.

Das Kreuz passt so ganz und gar nicht in unsere Vorstellungen von der Gebetsschnur unseres Lebens.

Diese Erfahrung hat auch Maria gemacht. Bei der Ankündigung, dass sie Mutter Gottes werde, hat sie sich wohl vorstellen können, dass damit auch Schwierigkeiten auf sie zukommen werden. Aber die Schwierigkeiten haben auch für sie ganz anders ausgesehen, als erwartet. Mehrmals heisst es im Evangelium über die Muttergottes, dass sie diese Worte nicht verstand. Aber sie ist deswegen nicht davongerannt. Auch wenn sie nicht verstanden hat, ist sie dabei geblieben.

Die wohl grösste Schwierigkeit, der Maria in ihrem Leben begegnet ist, haben wir vorhin im Evangelium gehört (vgl. Joh 19,25-27). Maria steht unter dem Kreuz ihres Sohnes. Selbstverständlich weiss jede Mutter, dass Kinder nicht nur Freude, sondern auch Sorgen bringen. Aber welche Mutter stellt sich vor, dass ihr Kind als Schwerverbrecher hingerichtet wird?

Das war bestimmt nicht das Kreuz, das Maria als zu ihrem Leben passend gefunden hat. Aber sie rannte trotzdem nicht davon. Sie blieb unter dem Kreuz und durfte gerade dort Gottes Sorge für sie erfahren.

Viele Menschen pilgern hierher nach Einsiedeln, weil ihr Kreuz so ganz anders aussieht, als sie es sich vorgestellt haben. Sie werden mit Problemen in ihrem persönlichen Leben nicht mehr fertig. Schwierigkeiten in der Familie drücken sie nieder. Oder sie leiden wegen den allzu menschlichen Unzulänglichkeiten in der Kirche. Wahrscheinlich sind die meisten von uns schon so vor das Einsiedler Gnadenbild getreten. Und unzählige Menschen haben im Verlauf der Jahrhunderte hier in Einsiedeln von Gott die Kraft erhalten, nicht davonzulaufen, nicht zu verzweifeln. Ihr Kreuz passt zwar überhaupt nicht zu dem, was sie sich ausgedacht haben, aber dahinter entdecken sie eine Wirklichkeit, die auch ihnen Kraft gibt, das Unmögliche anzunehmen, daran nicht zu zerbrechen, sondern zu wachsen.

Vor etwa zwei Monaten war ich wieder einmal mit einer Jugendgruppe im Kloster Au. Wir haben dort einen Rosenkranz gebastelt. Ich habe versucht, einmal Perlen und Kreuzchen auszuwählen, die überhaupt nicht zusammenpassen. An diesem Rosenkranz gibt es kleine, unauffällige Perlen. Es gibt aber auch kantige, an denen man sich die Finger wund reiben könnte. Zwischen grossen Perlen, die man fast nicht durch die Finger bringt, gibt es auch eine kleine goldene. Und das Kreuz: es ist viel zu gross. Ich weiss nicht wie es Ihnen ergeht, mir jedenfalls kommt das Kreuz, das ich zu tragen habe, immer als viel zu gross vor. Wir sind uns auch gewohnt, das Kreuz als Schmuckstück um den Hals zu tragen oder in unseren Wohnungen aufzuhängen. Ehrlich gesagt: als Schmuckstück habe ich das Kreuz in meinem Leben noch nie erfahren. Vielleicht wäre es auch gar nicht so abwegig, für unsere Wohnräume ein Kreuz auszusuchen, das uns jedesmal daran erinnert, dass das Kreuz in unserem Leben so gar nicht dem entspricht, was wir erwarten. Möge uns die Muttergottes beistehen, dass auch wir dem Kreuz nicht davonlaufen, sondern uns ihm stellen; dass auch wir darunter nicht verbittern, sondern in der Liebe zu Gott, zu uns selbst und zu unseren Mitmenschen wachsen. Das ist mein Wunsch für Euch alle. Amen.

Wissenschaftliches Fachwissen und christliche Grundhaltung (ein Interview)

Abt Martin Werlen von Einsiedeln hat nicht an der Universität Freiburg studiert. Und dennoch gilt sein Interesse - und auch seine Sorge - der Freiburger Hochschule. Das Opfer am Hochschulsonntag für die Uni Freiburg rechtfertigt sich für ihn solange als die vermittelte Wissenschaft eingebettet ist in eine christliche Grundhaltung.

Welche Beziehungen unterhält das Kloster Einsiedeln zur Universität Freiburg?

Es gehört irgendwie zur Tradition, dass einige Mitbrüder an der Universität Freiburg ein Zweitstudium absolvieren. Nach ihrem Theologiestudium hier im Kloster setzen die einen dieses Studium an der Freiburger Universität fort; die anderen beginnen dort im Hinblick auf ihre zukünftige Tätigkeit als Lehrer an unserer Klosterschule ein Fachstudium, beispielsweise im Bereich der Naturwissenschaften, der Geschichte usw. Zur Zeit studieren zwei unserer Mitbrüder in Freiburg; der eine macht das Doktorat in Germanistik, der andere das Lizentiat in Geschichte. Im Übrigen unterhalten wir einen recht regen Kontakt mit einzelnen Professoren der Universität.

Haben Sie selber auch in Freiburg studiert?

Nein, ich habe meine theologischen Studien 1982 in Chur begonnen. Diese Studien setzte ich später hier an der hauseigenen Theologischen Schule fort. Ich wechselte dann über zur „School of Theologie“ an einem 1854 von Einsiedeln aus gegründeten Kloster im US-Bundesstaat Indiana. Daran ist nichts Aussergewöhnliches, denn manche unserer Theologie Studierenden absolvieren ihr letztes Jahr mit dem Schwerpunkt auf Pastorfächer entweder an der besagten „School of Theologie“ in St. Meinrad, in Benediktbeuren oder in Salzburg.

Bei der Sammlung am Hochschulsonntag geht es nicht zuletzt um die Unterstützung der theologischen Fakultät der Universität Freiburg. Haben wir heute in der Schweiz nicht eine Art Überfülle an theologischen Lehrstätten und Fakultäten?

Es stimmt, wir haben heute in der Schweiz - abgesehen von unserer eigenen Klosterschule – sowohl in Chur wie auch in Lugano bistumseigene theologische Lehrstätten. Dazu kommt die Theologische Fakultät an der Universität Luzern. Da ist mit Einbezug der Theologischen Fakultät der Uni Freiburg auf einem relativ kleinen Gebiet, wie das die Schweiz darstellt, des Guten recht viel: Jede Fakultät und jeder Studienort kämpft um Absolventen und Absolventinnen. In der Situation, in der wir uns heute befinden, müssen wir uns jedenfalls dieser nicht unproblematischen Lage stellen und uns fragen, ob diese Fülle noch verantwortet werden kann oder nicht. Zur Diskussion steht nebst der Überzahl auch die Frage der Finanzierung. Es ist nicht mehr ohne weiteres zu rechtfertigen, warum diese oder jene theologische Fakultät, dieses oder jenes theologische Seminar über den diözesanen Rahmen hinaus unterstützt wird oder nicht.

Aus ihren Ausführungen kann man eine gewisse Reserve gegenüber der theologischen Fakultät Freiburg herauslesen.

Es stimmt, leider muss ich an der theologischen Fakultät der Universität Freiburg gewisse ideologische Strömungen feststellen, die sich meiner Ansicht nach nicht so sehr an der Gottessuche orientieren, sondern eher die eigenen Vorstellungen durchzubringen versuchen. Dabei kommt das gemeinsame Suchen nach der Wahrheit zu kurz. Mit andern Worten: Es gibt Spaltungen, es gibt Publikationen von Studierenden, die ich persönlich eher bedenklich finde, die aber von einzelnen Professoren gestützt werden. Was ich von der Uni Freiburg und vor allem von der theologischen Fakultät erwarten kann, ist, dass ein junger Mensch, der dort hinget und eine kirchliche Haltung hat, diese nicht verliert oder sich ihrer nicht schämen muss. Und dass er wirklich eine christliche Atmosphäre findet, die ihn trägt. - Im Übrigen muss man festhalten, dass in der französisch-sprachigen Abteilung der Fakultät eine ganz andere Atmosphäre vorherrscht.

Treten Sie trotz dieser Kritik für eine Unterstützung der Universität ein?

Es war von Anfang an ein Ziel der Universität Freiburg, ein wissenschaftliches Fachwissen, eingebettet in eine christliche Grundhaltung, zu vermitteln. Das ist für mich auch heute noch die Rechtfertigung, um für die Universität Freiburg zu sammeln. Voraussetzung muss dabei bleiben, dass es weiterhin solche Persönlichkeiten unter den Professoren gibt, - und es gibt sie - die den Mut haben, in die wissenschaftliche Diskussion eine christliche Werthaltung einzubringen. Das gilt für alle Bereiche, nicht nur für jene des Theologiestudiums. In den medizinischen Wissenschaften beispielsweise geht es um die Frage des Respekts und des Umgangs mit dem menschlichen Leben. Was ist aus christlicher Sicht machbar, was ist verantwortbar? Und auch das Studium des Rechts muss letztlich beruhen auf der christlichen Überzeugung mit ihrer sozialen Grundausrichtung.

Interviewer: Marco Volken

Predigt am 1. Adventssonntag B (1.12.02, um 09.30 Uhr, in der Klosterkirche):

„Du, Martin, das Matterhorn ist nicht mehr da!“ Mit dieser Schreckensnachricht kam vor ein paar Jahren mein kleiner Neffe von einem Besuch in Zermatt zurück. Es hatte Nebel gehabt und Patrizio konnte das Matterhorn nicht sehen. So war für ihn klar: Das Matterhorn ist nicht mehr da! Diese Nachricht gelang glücklicherweise nicht an die Medien - stellen Sie sich die Aufregung vor - nicht nur in Zermatt!

Im Alltag unseres Lebens verlieren wir viel Grossartiges aus den Augen. Der Nebel der Sorgen und Beschäftigungen kann es verhüllen. Erfahrungen können dazu führen, dass wir oberflächlich werden, dass sich unsere Herzen verhärten, dass wir von den Wegen Gottes abirren. Die Zeit des Advents soll eine Zeit der Einkehr und der Besinnung sein. Die Adventszeit ist eine Zeit, in der wir bewusst die Wachsamkeit üben. Wenn wir uns nur ein wenig vom Rummel des Alltags entfernen, wenn wir uns die Sabbaterfahrung gönnen, geht uns sehr vieles wieder auf, was wir aus dem Blickfeld verloren haben. Es würde viel Grosses in unserem Leben passieren, wenn wir uns jeden Tag nur fünf Minuten Stille schenken würden, in denen wir nicht gleich zu einem Buch greifen oder Musik laufen lassen; fünf Minuten, in denen wir einfach da sind vor Gott. Im Buch Hosea spricht Gott zu seinem Volk: „Ich habe dich in die Wüste geführt, um dir zu Herzen zu reden.“ Gott will auch uns zu Herzen reden!

„Seid also wachsam!“ mahnt uns das Evangelium. Der hl. Benedikt spricht davon, dass wir mit „aufgestreckten Ohren“ durchs Leben gehen sollen. Wachsamkeit ist gefordert. Können wir noch wachsam sein? Ich bin diesbezüglich sehr optimistisch. Wir haben die Fähigkeit zur Wachsamkeit nicht verloren - auch in der Kirche nicht. Die meisten von uns sind Meister der Wachsamkeit. Mit grösster Wachsamkeit registrieren wir, was die anderen alles falsch machen. Aber nicht das soll das Ziel der christlichen Wachsamkeit sein. Nein, es geht um etwas ganz anderes. Es geht darum, wachsam zu sein für Gottes Gegenwart - auch in unserer Zeit; wachsam zu sein für Gottes Ruf, der jeden Tag neu an uns ergeht. Und dass Gott da ist, davon sind wir alle wohl auch überzeugt. Schliesslich bekennen wir in jeder Eucharistiefeyer: „Himmel und Erde sind erfüllt von deiner Herrlichkeit!“ Es gibt also keine gottlose Welt. Aber es gibt Menschen, die Gottes Gegenwart übersehen. Es gibt Menschen, die für Gottes Gegenwart blind geworden sind.

Heute wird das Opfer aufgenommen für eine Institution, die in besonderer Weise Ort der Wachsamkeit sein will: die Universität Fribourg. Eine Universität ist ein Ort der Suche nach der Wahrheit. Die hl. Edith Stein sagt: „Wer die Wahrheit sucht, sucht Gott, ob er es weiss oder nicht.“ Die Universität Fribourg will bewusst ein Ort der Gottsuche sein. Dafür ist sie auch auf unsere Unterstützung angewiesen. Mit unserer grosszügigen Gabe anerkennen wir das Grosse, das im Universitätsbetrieb seit vielen Jahrzehnten geschieht. Wir drücken damit auch unseren Wunsch und das Vertrauen aus, dass Professoren und Studenten sich immer wieder neu auf den Weg der Gottsuche machen. Ich möchte Ihnen das Opfer sehr empfehlen und im Namen der Universität dafür danken.

Liebe Schwestern und Brüder! Das Matterhorn ist noch da, auch wenn es manchmal von Wolken und Nebel verhüllt ist. Gott ist da, auch wenn wir seine grossartige und überwältigende Gegenwart manchmal nicht wahrnehmen.

Was wäre Zermatt ohne das Matterhorn? Die Antwort darauf überlasse ich dem Tourismusdirektor von Zermatt. Was wären wir ohne Gott? Die Antwort darauf überlasse ich Ihnen.

3. Vortrag (am Sonntag, 1.12.02, um 10.45 Uhr, im Theatersaal): **Der Gegenwart Gottes in unserer Zeit nachspüren**

Liebe Zuhörerinnen und Zuhörer

Wer mit der Gottsuche wirklich ernst macht, dem geraten die Pläne immer wieder durcheinander, der lässt plötzlich den vorbereiteten Hellraum-Projektor auf der Seite, weil in der Zwischenzeit sich Gott wieder einmal ganz gut versteckt hat - erschreckend gut, so dass man laut zum Himmel schreien möchte. Vor zwei Wochen wollte ich kurzfristig einen Vortrag an der Theologischen Hochschule in Chur absagen. Wie konnte ich über „Himmel und Erde sind erfüllt von deiner Herrlichkeit“ sprechen, und dabei war ich fast am Verzweifeln. „Auf der Suche nach Gottes Gegenwart in unserer Zeit“ - oder war ich vielleicht genau deswegen noch viel mehr auf der Suche? Eines war mir schon lange klar: Mein Vortrag sollte nicht etwas Weltfremdes sein. Nein: Es sollte wirklich um das Suchen der Gegenwart Gottes in unserer Zeit gehen, in unserem Leben. Darum geht es in unserem Leben ja letztlich auch. Mein vorbereitetes Referat hätte ich folgendermassen begonnen:

„Manchmal ist es zum Davonlaufen. Sie kennen das gewiss auch, liebe Zuhörerinnen und Zuhörer. Heute war wieder eine solche Situation. Gestern habe ich mit Mühe und Not ein Problem lösen können und heute war wieder der Teufel los. Meine Lösung hat sich nicht bewährt. Nur weil ein solcher E... bockt. Da ist plötzlich ganz heilsam, in der Eucharistiefeier in die zuversichtlichen Worte einzustimmen: „Himmel und Erde sind erfüllt von deiner Herrlichkeit.“ Ist das nicht komisch? In der Eucharistiefeier bekennen wir voll Vertrauen: „Himmel und Erde sind erfüllt von deiner Herrlichkeit“ - also auch die Erde - und im Alltag sprechen wir von unserer gottlosen Zeit. Was stimmt jetzt? Sind Himmel und Erde tatsächlich erfüllt von Gottes Herrlichkeit? Oder ist das einfach eine fromme Formel und unsere Zeit ist gottlos geworden?“

Ich gehe jetzt einmal davon aus, dass Himmel und Erde tatsächlich von Gottes Herrlichkeit erfüllt sind - schliesslich habe ich das jetzt schon lange genug täglich gesungen. Ich hoffe auch, dass ich deswegen nicht als Häretiker abgestempelt werde. Aber wenn das stimmt, was machen wir mit der Erfahrung der Gottlosigkeit? Und wie kommen wir dazu, Gottes Herrlichkeit im Alltag zu entdecken?“

Mit diesen Worten hätte ich mein Referat begonnen. Aber eben, in der Zwischenzeit war wieder einiges ganz anders geworden.

Seit ich Abt bin, bin ich in ganz anderer Weise herausgefordert, Gott zu suchen. Gott scheint mir einiges zuzutrauen. Nach aussen hin sieht das Jahr doch recht erfolgreich aus. Aber persönlich hat mich einiges sehr getroffen. Ich war - wie nie zuvor in meinem Leben - in der Gottsuche herausgefordert. Nur ein paar Hinweise dazu:

- Kurz vor meiner Abtswahl ist meine Mutter nach langer Krankheit im Alter von 63 Jahren verstorben. „Himmel und Erde sind erfüllt von deiner Herrlichkeit!“?
- Während der Abtsweihe beging der 20-jährige Sohn einer mir bekannten Familie Suizid, während die Eltern und Geschwister in Einsiedeln bei der Feier waren. Christian selbst wäre auch mitgekommen, verzichtete aber aus Platzgründen bei der Mitfahrgelegenheit darauf. Drei Tage später hielt ich im Wallis die Beerdigung. „Himmel und Erde sind erfüllt von deiner Herrlichkeit!“?

- Im April starb völlig unerwartet mein Vater im Alter von 74 Jahren an einem Herzversagen. Ein paar Stunden vorher hatte ich mit ihm noch am Telefon gesprochen - er dankte mir für das Engagement für die Ausländerinnen und Ausländer in unserem Land. „Himmel und Erde sind erfüllt von deiner Herrlichkeit!“?
- Und am Nachmittag, als ich Abends den Vortrag in Chur halten sollte, stürzte der 17-jährige Christoph vom Gerüst in einem Innenhof des Klosters. Allen Wiederbelebungsversuchen zum Trotz: Christoph starb am Unfallort. Was sollte ich den Eltern sagen, was dem Bruder, was den Mitarbeitern? „Himmel und Erde sind erfüllt von deiner Herrlichkeit!“?

In solchen Momenten gibt man sich nicht so schnell mit frommen Floskeln zufrieden - nicht einmal als Abt. Und trotzdem. Ich glaube, dass es stimmt: „Himmel und Erde sind erfüllt von deiner Herrlichkeit!“

Gottes Herrlichkeit erscheint meistens sehr unaufdringlich, also nicht wie ein Erdbeben oder wie ein Sturm, sondern wie ein sanftes, leises Säuseln (vgl. 1 Kön 19,11-12). Oft gehen wir daran vorüber. Wir müssen lange suchen. Gott traut uns viel zu. Es ist wie beim Versteckspiel mit Kindern: Je älter ein Kind wird, umso besser verstecken wir uns als Erwachsene.

Wie oft geht es uns wie den Jüngern, von denen das Evangelium berichtet! „Als sie miteinander sprachen und alles hin und her überlegten, kam Jesus selbst hinzu und ging mit ihnen. Aber sie erkannten ihn nicht; sie waren wie mit Blindheit geschlagen“ (Lk 24,15-16). Ist das nicht unsere Situation? Warum haben wir so grosse Mühe, Gottes Gegenwart wahrzunehmen? Es gibt eine schöne alte Legende von einem Rabbi, zu dem ein Schüler kommt und fragt: „Früher gab es Menschen, die Gott von Angesicht gesehen haben. Warum gibt es sie heute nicht mehr?“ Der Rabbi antwortet: „Weil sich heute niemand mehr so tief bücken kann.“

Vielleicht fällt es gerade darum einfachen Menschen leichter, Gottes Gegenwart zu sehen, weil sie sich leichter bücken. Sich tief bücken: Heisst das nicht, dass wir Gott dort suchen dürfen, wo wir nun einmal sind, und nicht dort, wo wir gerne sein möchten? Tatsächlich suchen wir Gottes Gegenwart oft wie wir den Hut suchen, den wir auf dem Kopf tragen. Wenn Himmel und Erde von Gottes Herrlichkeit erfüllt sind, dann können wir da, wo wir sind, Gott suchen. Seit der Menschwerdung Gottes in Jesus Christus dürfen wir ihm auch zutrauen, dass er in unseren persönlichen Stall und den Stall unserer Zeit kommen kann. Ich möchte kurz ein paar Beispiel von Menschen anführen, die sich tief gebückt und Gott gefunden haben:

- Benedikt von Nursia: Als junger Mann kam er zum Studium nach Rom. Angeekelt vom moralischen Verfall dieser Stadt zog er sich in die Einsamkeit zurück. Von einer Mönchsgemeinschaft wurde er zum Abt gewählt. Nur widerwillig sagte er zu. Und tatsächlich war er diesen Mönchen viel zu streng. Und was macht man, wenn man einen Abt loswerden will? Wenn er regelmässig Wein trinkt, vergiftet man einfach den Wein. Beim Segensgebet durchschaute Benedikt den Mordversuch und zog sich wieder zurück. Und dann schreibt der hl. Gregor der Grosse: „Allein, unter den Augen Gottes, der aus der Höhe herniederschaut, wohnte er in sich selbst.“ „Habitavit secum“ - er wollte nicht hoch hinaus, er war nicht ausser sich. Diese Haltung - bewusst in der Gegenwart Gottes leben - durchzieht die ganze Mönchsregel, die er am Schluss seines Lebens geschrieben hat.

- Dietrich Bonhoeffer: Er engagierte sich im Widerstand gegen das nationalsozialistische Regime. Dafür büsste er mit mehreren Jahren Einzelhaft und der Hinrichtung im April 1945. Das, was Benedikt mit „in der Gegenwart Gottes leben“ bezeichnet, meint Bonhoeffer mit dem Begriff „Diesseitigkeit“. Hören wir dazu ein paar Zeilen, die Bonhoeffer einen Tag nach dem gescheiterten Putschversuch aus dem Gefängnis an seinen Freund Eberhard Bethge schrieb: „Ich meine nicht die platte und banale Diesseitigkeit der Aufgeklärten, der Betriebsamen, der Bequemen oder der Lasziven, sondern die tiefe Diesseitigkeit, die voller Zucht ist, und in der Erkenntnis des Todes und der Auferstehung immer gegenwärtig ist. ... Ich erfahre es bis zur Stunde, dass man erst in der vollen Diesseitigkeit des Lebens glauben lernt. ... und dies nenne ich Diesseitigkeit, nämlich in der Fülle der Aufgaben, Fragen, Erfolge und Misserfolge, Erfahrungen und Ratlosigkeiten leben, - dann wirft man sich Gott ganz in die Arme, dann nimmt man nicht mehr die eigenen Leiden, sondern die Leiden Gottes in der Welt ernst, dann wacht man mit Christus in Gethsemane, und ich denke, das ist Glaube, das ist metánoia; und so wird man ein Mensch, ein Christ. Wie sollte man bei Erfolgen übermütig oder an Misserfolgen irre werden, wenn man im diesseitigen Leben Gottes Leiden mitleidet?“
- Erich Gyr: Vor 14 Jahren hatte ich ihn im Religionsunterricht. Er wusste, dass er nie die Matura wird machen können, weil er - nach Prognose der Ärzte - vorher sterben würde. Als er wieder einmal mehrere Wochen in Luzern im Spital war, besuchte ich ihn dort. Er lag auf dem Bett und büffelte Lateinwörtchen. Ganz spontan sagte er: „Ich weiss schon, dass meine Mitschülerinnen und Mitschüler mich auslachen würden; aber warum sollte ich mit jedem Tag, den ich noch leben kann, nicht machen, was ich machen kann?“ Erich gehörte zu den reifsten Menschen, denen ich je begegnet bin. Mit 17 Jahren starb er.
- Kardinal Franz-Xaver Van Thuan: Er ist vor zwei Monaten an einer Krebserkrankung gestorben. Dreizehn Jahre lebte er in Vietnam in Einzelhaft. In der Zelle hat er Eucharistie gefeiert, indem er einen Tropfen Wein in seine hohle Hand leerte. Hier hat er Gott entdeckt und ist in dieser Zeit zu einer solchen Reife gelangt, dass sogar seine engsten Mitarbeiter im Vatikan nach seinem Tod sagten: „Heute ist ein Heiliger gestorben!“ - und das heisst schon etwas.

Gottes Herrlichkeit sehen wir nur mit den Augen des Glaubens. Ein grosses Hindernis, Gottes Gegenwart in unserem Leben wahrzunehmen, sind die Illusionen. Ihretwegen suchen wir Gott nicht da, wo wir sind, sondern da, wo wir meinen zu sein oder sein möchten. Dies zeigt sich vor allem beim Murren. Fast immer, wenn wir murren, haben wir die Augen des Glaubens verschlossen. Wir nehmen dann die Welt als Gott-los wahr. Darum hat der hl. Benedikt auch einen Horror vor diesem Laster. Als Christinnen und Christen sind wir aufgefordert, nicht an der Oberfläche der Menschen, Dinge und Situationen stehen zu bleiben. Dies gilt auch für die Erfahrung der Ohnmacht und des Versagens. Silja Walter bringt dies treffend zum Ausdruck:
 „Ist hinter allen Dingen,
 die scheinbar nicht gelingen,
 doch Einer, der mich liebt.“

Dort, wo der Mensch ist, kann er Gott suchen und finden. Diese Überzeugung und die radikale Ausrichtung danach befremden offenbar den modernen Christen. Allen Beteuerungen zum Trotz trennt er sein Leben doch oft - zumindest in der Praxis - in einen weltlichen und einen geistlichen Bereich. Und wie vertraut ist uns die Rede vom Säkularismus. Als Beispiel für konsequentes Leben in der Gegenwart Gottes sei hier auf das Kapitel „Über die Aufnahme von Gästen“ in der Benediktsregel hingewiesen. Nur einmal kommt in der ganzen Regel das Wort ‚anbeten‘ vor, und zwar nicht etwa in den liturgischen Kapiteln, sondern im Kapitel über die Gäste: „Bei der Begrüßung begegne man allen Gästen, die ankommen oder fortgehen, in tiefer Demut: Man neigt den Kopf oder wirft sich ganz zur Erde nieder, um in den Gästen Christus anzubeten, der auch wirklich aufgenommen wird.“ Nach all den Dienstleistungen der Gastfreundschaft (Empfang, Lesung, Bewirtung, Händewaschung, Fusswaschung) sprechen die Mönche - und nicht etwa die Gäste: „Wir haben deine Barmherzigkeit empfangen, o Gott, inmitten deines Tempels.“ Zudem bittet der Mönch um den Segen des Gastes und nicht umgekehrt. Eine solche Glaubenssicht macht den Menschen in jeder Situation zum Beschenkt. Er hat allen Grund zum Dank, weil Gott selbst ihm entgegenkommt.

Oder mit den Worten Bonhoeffers, die wir vorhin gehört haben: „Ich erfahre es bis zur Stunde, dass man erst in der vollen Diesseitigkeit des Lebens glauben lernt. ... und dies nenne ich Diesseitigkeit, nämlich in der Fülle der Aufgaben, Fragen, Erfolge und Misserfolge, Erfahrungen und Ratlosigkeit leben, - dann wirft man sich Gott ganz in die Arme, dann nimmt man nicht mehr die eigenen Leiden, sondern die Leiden Gottes in der Welt ernst, dann wacht man mit Christus in Gethsemane, und ich denke, das ist Glaube, das ist metánoia; und so wird man ein Mensch, ein Christ. Wie sollte man bei Erfolgen übermütig oder an Misserfolgen irre werden, wenn man im diesseitigen Leben Gottes Leiden mitleidet?“

Nur in diesem „Sich in die Arme Gottes werfen“ begegne ich sogar im Tod meiner Mutter, meines Vaters, Christians und Christophs Gott.

Wenn diese Einkehrtage uns einen Impuls gegeben haben, dies immer wieder zu tun, können wir dankbar sein. Meine Ausführungen wollten eine kleine Hilfe sein, aus vollem Herzen zu sagen: „Himmel und Erde sind erfüllt von deiner Herrlichkeit!“ Dann können wir selbst dann dankbar bleiben, wenn - menschlich gesehen - alles zum Verzweifeln ist.

Danke für Ihre Aufmerksamkeit!